

»MILITÄR IN MODE« – »MILITARY LOOK« ALS TEIL POLITISCHER KULTUR: VERGESCHLECHTlichte SELBSTINSZENIERUNGEN UND NEOLIBERALE SELBSTTECHNOLOGIEN

CHRISTIANE LEIDINGER

»Military Look« ist in – oder auch out. Zumindest, wenn frau/man dem in/out-Index der Zeitschrift Vogue aus dem Jahr 2004 über die »letzten Ausläufer dieses einst sehr mächtigen Trends« Glauben schenkt.¹ Was normativ für den Laufsteg gilt, sieht im bundesdeutschen Straßenalltag mit seinen Gesetzmäßigkeiten anders aus. Auf der Straße, im Bahnhof, in Bibliotheken, Diskotheken und U-Bahnen und an vielen anderen öffentlichen Orten haben wir sie schon gesehen – auch ohne in Kasernennähe zu wohnen: die Kleidungsstücke und Accessoires in Khaki oder sogar tarngemustert.

Innerhalb der Forschungsliteratur ist das Phänomen des »Military Look« wenig beachtet. Meines Wissens liegt bislang keine empirisch fundierte Analyse zum Thema vor. Politisch wie wissenschaftlich gibt es kaum mehr als die subjektive Wahrnehmung der Existenz dieser Phänomene (Ausnahme: Poschardt 1998). Hinzu kommt noch die – meinem Eindruck nach in der antimilitaristischen, politischen Szene weit verbreitete – Ansicht, dass »Military Look« in den letzten Jahren verstärkt zu sehen ist.

Die verschiedenen Ausprägungen des »Military Look« lassen sich als Phänomene des »Banal Militarism« fassen (vgl. Virchow/Thomas 2004: 298; 324). Solche Alltagsphänomene und -mechanismen sind auch als Teil politischer Kultur aufschlüsselbar, und zwar als Dimension des Praxisfelds Alltag/Lebenswelt (vgl. Reichel 1991: 123). Politische Kultur ist

1 URL: <<http://www.vogue.de/vogue/2/1/content/02505/>> Text 2004 [2/2005]. Elke Koch, Ariane Brensstell, Stefanie Soine, Therese Walther, Isolde Badel und Sandra Höfinghoff sowie den HerausgeberInnen Fabian Virchow und Tanja Thomas danke ich herzlich für kritische Lektüre, Hinweise und/oder Diskussionen.

im wissenszentrierten Ansatz von Birgit Schwelling ein sinnreich gegliedertes Ganzes; entsprechend können sich kulturelle Muster als Wissensbestände über die Mikro-, Makro- und Mesoebene erstrecken und müssen insofern integriert und kontextualisiert betrachtet werden. Mit dieser Herangehensweise lassen sich auch unreflektierte Alltagsorientierungen und der eigenen Reflexion entzogene Denkgewohnheiten sowie Handlungen erfassen (vgl. Schwelling 2001: 614-616; 623), die bezüglich des »Military Look« vermutbar sind. Um Assoziationen und Bedeutungen des »Military Look« als soziales Handeln und kulturelle Praxis erstmals konkret/er zu fokussieren und analytisch aufzufächern, wird über die Politische Kulturforschung hinaus v.a. auf Ansätze der feministischen Militarisierungsforschung und der governmentality studies zurückgegriffen, da mit diesen das individuelle Einüben bestimmter Muster erschlossen werden kann, die sich auch kollektiv zeigen.

Das ablehnende Unbehagen gegenüber dem »Military Look« und seiner Präsenz in der Öffentlichkeit ist zwar politisch einfach benennbar, erweist sich aber in der Beschreibung und Analyse als sehr schwer zu greifen. Der »Military Look« zeitigt eigenlogische Camouflage-Effekte: existent, bei näherem Hinsehen aus der Nähe auch sichtbar, aber in seiner Subtilität dennoch gut getarnt. Dieser Text versteht sich als Inspiration für weitere Versuche einer De-Camouflagierung der Tarnmuster.

MILITARY DIARY – EIN BERLINER TAGEBUCH IM FRÜHSOMMER 2004

Tagebuch als Methode

»Military Look« als »Banal Militarism« zeigt sich im Alltag.² Um diese Mode als Muster sichtbar zu machen bedarf es einer Methode, mit der direkt im öffentlichen Alltag erlebbar, gewissermaßen begleitend eine wissenschaftliche Datenbasis generierbar wird. Da es wenig geeignete methodische Anknüpfungspunkte gibt, diesem Alltagsphänomen auf die empirisch-wissenschaftliche Spur zu kommen, wurde dies zu einer methodischen Herausforderung. Die Leerstellen im Einzelnen: Bei der klassischen Form der Feldforschung, der teilnehmenden Beobachtung (vgl. z.B. Lamnek 1989: 233-311) – auch in der Politischen Kulturforschung angewandt –, wird ein bestimmter Personenkreis, also die TrägerInnen von derlei Phänomenen »gesucht« und diese dann beobachtet. Bereits der Fakt, dass es sich bei den etwaigen TrägerInnen des »Military Look«

2 Alltag wird hier als heuristische Kategorie verwendet. Zur Problematik des Alltagsbegriffs und der Alltagsforschung vgl. Dewe/Ferchhoff (1991 [1984]) und Haug (2003).

nicht um eine soziale Gruppe mit bestimmten Orten handelt, warf methodisch Probleme auf:

Ein standardisierter Beobachtungsbogen als quantitatives Methodeninstrument, das prinzipiell meinem Anliegen nahe kam, erwies sich u.a. als problematisch, da dieses Verfahren einen Status als Beobachterin expliziert, mit dem eine Art aktive Suchbewegung nach den Phänomenen einhergehen muss, die gerade vermieden werden soll. Denn es geht um die ›bloße‹, aber eben nicht aufmerksame, planmäßige oder zielgerichtete Wahrnehmung der Phänomene im Alltag. Eine einfache, nicht teilnehmende Beobachtung kam nicht in Frage, vor allem da diese auf einem Blick ›von außen‹ basiert. Auch dies entspricht nicht der hier skizzierten Problematik, dass sich »Military Look« gleichsam mitten unter uns präsentiert. Das Phänomen soll und kann nicht »in seiner eigenen Welt« (David Matza) aufgesucht und zu diesem Zweck an dieser partizipiert werden, sondern es geht um die alltäglich-integrierte Wahrnehmung. Der Anknüpfungspunkt am eigenen Alltag der Forscherin – eben nicht einem klar umrissenen wissenschaftlichen Feld –, erscheint mir insofern nur folgerichtig. Deshalb liegt es nahe, eine Art Tagebuch – ein »Military Diary« – zu führen, das nicht meine Gefühle und Gedanken zum Thema reflektiert, sondern die von mir erfahrenen und wahrgenommenen Phänomene rund um Militärisches bzw. daraus Entlehntem sammelt, dokumentiert und in der Zusammenschau auswertbar macht.

Im Gegensatz zum Terminus *Protokoll* steht der Begriff *Tagebuch* gleichermaßen für die Tagtätlichkeit und die Alltätlichkeit der untersuchten »military«-Phänomene. Mit dem empirischen Material, das ich aus der Tagebuch-Methode generiert habe, beanspruche ich selbstredend weder Repräsentativität noch Vergleichbarkeit – etwa mit anderen Städten. Erkenntnisziel des Vorgehens ist eine stichprobenartige ausschnittshafte Erhebung über die Alltätlichkeit des »Military Look« am Beispiel meines Berliner Alltags. Die Erhebung und Auswertung des Materials kann einen ersten empirisch fundierten Eindruck davon vermitteln, ob, wie und in welchem Ausmaß militärische bzw. aus dem Militär entlehnte Phänomene im Alltag auftreten und um welche es sich dabei handelt bzw. wie diese beschaffen sind.

Methodisch will ich noch auf eine spezifische Problematik aufmerksam machen: In der Sozialpsychologie und der Kognitionswissenschaft ist es ein hinreichend beschriebenes Phänomen, dass Interesse zu einer erhöhten Aufmerksamkeit für ein Thema und damit auch zu einer gesteigerten Wahrnehmung desselben führt (vgl. z.B. Herkner 1991: 205-209). Für meine Erhebung bedeutete dies, dass ich mit dem Wissen, dem Anspruch und der Motivation ein Tagebuch über »Military Look« zu schreiben, diesen Phänomenen eine gesteigerte Aufmerksamkeit entgegenbrachte. Da gerade das Einschreiben des Militärischen in den Alltag und damit verbundene Internalisierungseffekte die bewusste Wahrnehmung verringern oder gar ausschalten können, korrespondiert dies mit

der methodischen Problematik. Daher sind die Beobachtungen derer, die sich kritisch mit der Thematik beschäftigen, nötig und kaum ersetzbar.³

Die methodisch problematische erhöhte Aufmerksamkeit versuchte ich negativ zu beeinflussen, indem ich meine Alltagsgewohnheiten nicht veränderte: Dies bedeutete insbesondere, während meiner Wartezeiten auf bzw. während der Fahrt in öffentlichen Verkehrsmitteln weiterhin zu lesen und mich nicht explizit umzuschauen.⁴

Tagebuch schreiben

Der Frühsommer ist ein geeigneter Zeitpunkt, da sich viele Menschen auf der Straße aufhalten und sich entsprechend »Military Look« zeigen müsste. Ich wählte eine Zeitspanne, die etwa einen Monat umfasste und führte das Tagebuch vom 26. Mai bis einschließlich 2. Juli 2004. An sieben Tagen konnte ich nichts notieren, da ich nicht außer Haus oder nicht (vollständig) in Berlin gewesen bin, sodass ich entsprechend Tagebuchtage anhängte (n = 31 Tage von 38). Ich notierte Gegenstände zum Gebrauch oder zur Dekoration und darüber hinaus Kleidung sowie Accessoires.⁵ Dabei vermerkte ich, welcher Art diese waren (z.B. Hosen, Rucksack) und nahm eine Spezifizierung der (Tarn-)Farben vor. Außerdem hielt ich fest, wer die TrägerInnen⁶ waren und ggf. deren Besonderheiten z.B. die Zugehörigkeit zu einer bestimmten subkulturellen Szene wie Punks. Die Aufzeichnungen nahm ich stets am selben Tag, teils unmittelbar nach der Sichtung vor.

Problematisch ist der Umgang mit Phänomenen, die zwar nachweislich eine militärische Konnotation aufweisen, aber diesem Zusammenhang kaum mehr explizit zugeordnet werden, da sie bereits modisch völlig integriert sind: dazu zählt insbesondere die Farbe oliv (militärisch Khaki genannt), die sog. Rangerhosen (mit großen aufgenähten Beintaschen an den Seiten), aber auch bestimmte Riemenkonstruktionen an Taschen. Solche Phänomene notierte ich nur, sofern sie in Verbindung mit

3 Aufschluss könnten auch Experimente bieten, in denen Personen für einen bestimmten Zeitraum in künstliche Situationen versetzt werden, innerhalb derer sie mit entsprechenden Phänomenen konfrontiert werden, wobei (durch den Versuchsplan) bekannt ist, um welche und um wie viele Phänomene es sich handelt. Dann kann entsprechend abgeglichen werden, was von den Darbietungen aktiv und bewusst wahrgenommen worden ist.

4 Eine nicht bewusst steuerbare Restgröße erhöhter Aufmerksamkeit und damit potentiell verstärkter Wahrnehmung dürfte fraglos geblieben sein.

5 Sprache (gesprochen, geschrieben – aufgeschlüsselt in verschiedene Textsorten) und Bilder in Form von Fotos, Gemälden, Zeichnungen etc. (z.B. in Medien, Werbung) wurden ebenfalls erhoben: Es waren insgesamt elf Phänomene, die für die folgende Analyse allerdings nicht weiter berücksichtigt wurden. Vgl. zu militarisiertem Sprachgebrauch (Wasmuth 2002: 90-92) und zu Werbeanzeigen der Rüstungsindustrie meine Ausführungen (Leidinger 2003: 249-257).

6 Die augenscheinliche Einordnung nach Geschlecht (re-)produziert dabei zwangsläufig Zweigeschlechtlichkeit (vgl. z.B. Degele 2004: insb. 33 ff.).

anderen an Militär angelehnten Elementen oder Stilen zu beobachten waren. Des Weiteren schloss ich Mehrfachnennungen derselben Person an einem Tag bzw. sofern sie mehrere Kleidungsstücke oder Accessoires trug, ebenso aus, wie eine doppelte Notierung von Gegenständen, die ich an mehreren Tagen am selben Ort sah. Als weitere Parameter notierte ich die Zeit, während derer ich mich draußen aufhielt (auf 15 Minuten und halbe Stunden auf/abgerundet), die Orte, an den ich mich bewegte (z.B. Bezirkskiez, U/S-Bahnstation, Gebäude) und ggf. deren Besonderheiten (z.B. Straßenfest), die in Korrelation zu der Menge der Personen standen, die dort zu diesem Zeitpunkt anzutreffen waren.

Die zugrunde gelegten Auswertungskriterien lauten: Phänomene, TrägerInnen der Phänomene, etwaige besondere Formen oder Kontexte. Des Weiteren unterschied ich die Orte in unterschiedlich große Verkehrsknotenpunkte⁷, um einen Eindruck davon zu vermitteln, inwiefern der Ort als »belebt« zu bezeichnen ist. Ziel ist die Systematisierung und Manifestierung eines flüchtigen, allgemeinen Eindrucks und darüber hinaus eine konkrete Auswertung und Kontextualisierung, was mir in meinem Alltag als »Military Look« begegnete.

Tagebuch modischer Manöver: eine erste Phänomenologie

Insgesamt war ich in den 31 Tagen 54 Stunden unterwegs. Dabei sah ich 82 Personen im »Military Look«, davon waren 62 Männer, ein Junge, 19 Frauen. Fünf Personen sprachen militarisiert, d.h. sie verwendeten Begriffe, die dem militärischen Bereich entspringen,⁸ die anderen trugen »Military Look« in Form von Kleidung oder Accessoires. Die geschätzte Altersverteilung bewegte sich zwischen Anfang 20 und Ende 30, Anfang 40 Jahre. Unter den Männern, die mir begegneten, waren drei wie Soldaten⁹ gekleidet, zwei davon trugen einen flecktarnfarbenen Kampfanzug, einer davon ein bordeauxrotes Barett und gehörte somit wohl den Luft- oder Spezialkräften an (z.B. Heeresflieger, Fernspäher).¹⁰ Die beiden (augenscheinlichen) Soldaten im Tarnanzug hoben den Altersdurchschnitt mit geschätzten Ende 40 bzw. Mitte/Ende 50 Jahren.

7 Unter einem mittelgroßen Verkehrsknotenpunkt verstehe ich einen, an dem sich zwei bis drei U- oder S-Bahnen für den Umstieg kreuzen. Ein großer Knotenpunkt vereint vier und mehr Umstiege in S/U-Bahnen sowie Tram-Bahnen.

8 Darunter zähle ich Formulierungen wie »Rohrkrepiierer« oder »sieht aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen« etc.

9 Die augenscheinlichen Soldaten wurden hier miteingerechnet, da sie ihre Berufskleidung auch in der »zivilen« Öffentlichkeit trugen und eine solche selbstverständliche militärische Präsenz ebenfalls ein »Banal Militarism«-Phänomen darstellt.

10 Zu Uniformen und Truppengattungen vgl. Wikipedia [Online-Dokument], URL: <<http://de.wikipedia.org/wiki/Bundeswehr>> [2/2005].

Insgesamt zählte ich in den 31 Tagen 106 einzelne Phänomene. Dabei zeigte sich keine eindeutige Korrelation zwischen Zeitrahmen, Phänomenzahl und Ortsspezifität.¹¹ Tendenziell sah ich erwartungsgemäß mehr Phänomene an stark belebten Orten wie mittel/großen Verkehrsknotenpunkten.¹² Dabei handelte es sich zwei Mal um Bezirke, die auch touristisch interessant sind. Dies ist ein Anzeichen dafür, dass es sich bei den Phänomenen um keine Berliner Besonderheit handelt, da wahrscheinlich viele der Personen mit entsprechender Kleidung und Accessoires, die ich notierte, Berlin-TouristInnen gewesen sind.

Für einen Eindruck hinsichtlich des Ausmaßes des »Military Look« ist es interessant, festzustellen, dass in den 31 Tagen, die erhoben worden sind, nur an 5 Tagen¹³ keinerlei Phänomene zu sehen waren.

Insgesamt handelte es sich um 51 Kleidungsstücke, 3 Paar Schuhe und 37 Accessoires, zusammen 91 Phänomene. Die Kleidung lässt sich in 17 Oberbekleidungsstücke (T-Shirts, Pulli, Jacken, Westen) und 31 Beinkleider (davon eine kurze Hose) sowie 3 Ganzkörperanzüge differenzieren. Einer dieser Anzüge war ein eng anliegender, recht weit ausgeschnittener Overall in Flecktmuster. Bei den Accessoires überwogen Tragebehältnisse wie verschieden große Taschen und Rucksäcke, die auch zum Verkauf in zwei Geschäften auslagen. Des Weiteren sah ich ein bordeauxrotes Barett und einen Flecktarn-Gürtel. Farblich zeigte sich: Von den 91 Phänomenen wiesen 53 klassische Flecktmuster auf, wobei vier Stücke an das militärische Tarnmuster angelehnt, aber als Stilisierung klar erkennbar waren. Dominierend waren mit 48-maligem Vorkommen die klassischen Wald-Flecktarfarben; es zeigten sich aber auch Flecktmuster für Wüste und Meer.

Zur Geschlechterverteilung: 10 Frauen trugen militarisierte Kleidungsstücke, sechs hatten entsprechende Accessoires und vier sprachen militarisiert. 45 Männer trugen ebensolche Kleidung und die 15 anderen – darunter ein etwa 12-jähriger Junge – hatten Taschen bzw. Rucksäcke bei sich; ein Mann trug einen Sonnenhut. Bezüglich einer etwaigen subkulturellen Zuordnung, war ich mir bei drei Männern sicher: einer im sog. Gothic-Style (Springer-Stiefel, schwarze Kleidung, schwarz gefärbte

11 Das Verhältnis von Zeitrahmen und gezählten Phänomen pro Tag sah folgendermaßen aus: 17 Phänomene sah ich in 3 Stunden, 12 (in 3 Std.), 10 (in 6 Std.), 9 (in 5 Std.), 8 (in 1,5 Std.), 8 (in 4 Std.), 7 (in 0,5 Std.) und 1 bis 5 in mind. 15 Minuten und max. 4,5 Std. jeweils an einem Tag und in der angegebenen Stundenzahl, in der ich mich außer Haus aufhielt.

12 Die Orte mit hoher Phänomenzahlen waren: Kreuzberger Bergmann-, Wrangel- und Graefekiez, S/U-Alexanderplatz, S/U-Hermannstraße sowie Stationen und Umgebungen des S/U-Bahnhofs Friedrichstraße, U-Osloer Straße und Köpenick.

13 Es handelte sich dabei um Tage, an denen ich zwischen einer halben Stunde (an drei Tagen), drei Stunden (an einem Tag: davon 2,5 Std. in einem Café) und sechs Stunden (an einem Feiertag, an dem ein kleines Gartenfest stattfand; Fahrtzeit insgesamt zwei Stunden) unterwegs gewesen bin.

Haare), ein Punk (sog. Irokesenschnitt, zerrissene Kleidung) und ein sog. Antifa (Jackenaufnäher ›Nazis in den Mülleimer‹).

Über Personen, Kleidungsstücke und Accessoires hinaus sah ich in einer Schaufensterdekoration eine Gasmaske, außerdem führen ein ausrangierter Planwagen der Bundeswehr und ein Auto in Flecktarnfarben an mir vorbei.

MILITÄR IN MODE

Kleidung/smode als soziales Handeln und kulturelle Praxis

Ein Stil – z.B. bei der Kleidung – gilt als Mode, sofern er von einer größeren Anzahl von Menschen übernommen worden ist (z.B. Lehnert 2002: 274). Mode wird über die praktischen Erfordernisse des Bedeckens hinaus als Medium alltäglicher Selbstrepräsentation, als Selbstinszenierung, als Changieren zwischen Egalisierung und Individualisierung und als Variante der Kommunikation analysiert. Dabei wurde und wird Mode in der Philosophie, der Soziologie und der Kulturwissenschaft recht einmütig als eine Form sozialen Handelns betrachtet: »Sozial ist ein solches Handeln durch seine ›Sinnbezogenheit‹ auf das Verhalten anderer sozialer Akteure« (Brunkhorst 1986: 406).

Spezieller kann Kleidung mit Nina Degele als Teil von Schönheitshandeln verstanden werden, als »Medium der Kommunikation«, dient es der Inszenierung der eigenen Außenwirkung zum Zwecke der Erlangung von Aufmerksamkeit und Sicherung der eigenen Identität. Schönheitshandeln ist ein sozialer Prozess der Positionierung, in dem Personen versuchen, soziale (Anerkennungs-)Effekte zu erzielen (Degele 2004: 10; 201; 213). Kleidung ist als »Spiel des Sich-Entwerfens« zu verstehen, der Aneignung ggf. verschiedener Definitionen, ein »verfremdendes, illusionserweiterndes Verfahren, das die Differenzen zwischen Kleidung und Verkleidung fließend hält« (Adamowsky 2000: 10; 14). Nach wie vor werden mit Mode auch Differenzierungen von Geschlecht vorgenommen; Kleidung ist beides: Indikatorin und Produzentin von gender (vgl. Barnes/Eicher 1992: 7).

Kleidung verweist aber auch auf Körper/lichkeit bzw. modelliert diese, und ist ein »synästhetisches Phänomen«, das an dem Empfinden teilhat, auf welche Weise uns »die Welt widerfährt« (Adamowsky 2000: 12). Viele haben dies sicherlich schon einmal am eigenen Leib beobachtet: Kleidungsstücke werden nach dem jeweiligen Gefühl zu sich selbst ausgewählt und sollen für die Außenwirkung einen bestimmten Zweck erfüllen. Darüber hinaus werden sie je nach Kontext des Auftretens – in der Regel nach dem Kriterium der Selbstsicherheit – spezifisch ausgewählt. Kleidung ist auf diese Weise Teil eines »Netz[es] aus Stimmungen

und Atmosphären«, das auch den Körper durchdringt und unsere Wahrnehmung verändert oder beeinflusst; dies zeigt deutlich, weshalb die Vorstellung vom Körper als Kleiderpuppe unzureichend ist (vgl. Adamowsky 2000: 12; 14).

Um Bedeutungsmustern des Einkleidens in »Military Look« als Subjektentwurf auf die politisch-kulturelle Spur zu kommen, ist es zunächst einmal sinnvoll, diese Mode in ihren Bezügen zum Ursprungskontext Militär assoziativ zu konturieren und Bedeutungsmuster herauszuarbeiten.

Militarisierte Kleidung – Assoziationen und Bedeutungsmuster

Der (grüne/blaue) (Fleck-)Tarnlook zeitigt auf asphaltgrauen Großstadtdschungelwegen umgekehrt proportionale Auffälligkeitseffekte. Jenseits dessen lassen sich beim Anblick von »Military Look« – speziell in seiner martialischsten Form, dem Kampfanzug oder auch der Hose in Flecktarnfarben – vor dem Hintergrund militärischer Aufgaben verschiedene Assoziationsmöglichkeiten kristallisieren: Männlichkeit, Hierarchie/Rangordnung und die (potentielle) Anwendung staatlich legitimierter Gewalt und damit verbundene Macht und Stärke sowie das Ziel des eigenen Sieges und der Niederlage des Gegners. Weitere Assoziationen beziehen sich auf den militärischen Werte- und Normenkanon von Befehl und Gehorsam, Strenge, damit korrespondierend von Disziplin, Über- und Unterordnung – im weiten Deutungshorizont von Militär/Einsätzen und deren Folgen außerdem in Form von Kriegsbildern der Zerstörung, Verstümmelung, Sterben und Tod. Diese Assoziationsmöglichkeiten dürften auch wirkmächtig sein, wenn mit Militär ebenso Befreiung (bspw. Zweiter Weltkrieg) oder Unterstützung (bspw. Hochwasser an der Oder) und allgemein Außenpolitik (sog. Peacekeeping/Humanitäre Einsätze) verbunden werden.

Quer zu den expliziten Negativa liegen positive Konnotationen wie Zugehörigkeit (vgl. z.B. Steele 1996: 184) und (homosozial männliche) Kameradschaft sowie das »Zwillingsversprechen von Gleichheit und Aufstieg für den Bürgersoldaten«, das allerdings das militärische Rangsystem verdeckt, das – in den USA nachweislich – wie ein Klassensystem funktioniert (D’Amico 2003: 283 f.). Neben diesen streng militärischen Assoziationen und Deutungsmustern lassen sich auch solche herausarbeiten, die eher aus der Unterhaltungskultur stammen. Die Grenzen zwischen einem Kampfhosenträger der Fußgängerzone und einem Flecktarnhelden der Leinwand sind zumindest modisch fließend. Kriegsfilme wie *Top Gun* (1986), *Armageddon* (1998) oder *Tränen der Sonne* (2003), aber auch militärische Doku-Soaps wie *Profiles from the Front Line* (vgl. Lutz 2004; Virchow/Thomas 2004: 298-307) popularisieren und idealisi-

sieren – v.a. für Männer – die Institution Militär mit ihren Funktionen und Werten. *G.I. Jane* (1997)/*Die Akte Jane* (1998) gilt als neueste Repräsentation von »military woman in film« und zwar als »full soldier, a first-class professional soldier and a complete citizen« (Feinman 2000: 4; 209 f.).¹⁴ Obgleich nicht explizit in einem Militär- oder Kriegskontext anzusiedeln, hat der Kult um die virtuelle Actionheldin Lara Croft in *Tomb Raider* zunächst im Computerspiel (1996 ff.) und schließlich in der Filmfassung (2001) auch für Mädchen und Frauen einer Popularisierung und Erotisierung weiblicher Körperstärke und Gewaltanwendung mit Militäranleihen konstruiert.¹⁵ Diese Entwicklungen drücken sich wohl entsprechend in geschlechtsspezifischen Schnitten des modischen »Military Look« aus.

In dreifacher Weise zeigen sich funktionale Ausnahmen des »Military Look«, die auf Finanzierung, Strapazierfähigkeit/Haltbarkeit und Zweckmäßigkeit der Kleidungsstücke sowie Accessoires verweisen: ökonomisch begründbare Ausnahmen sowie solche mit un/mittelbarer Gebrauchsfunktionalität. Beispielsweise können die aufgenähten, großen Beintaschen an den Rangerhosen als nützliche Behältnisse fungieren; dies gilt für Design-/Stangenmode im »Military Look« wie für originäre Militärkleidung gleichermaßen. Des Weiteren besteht genuin militärische Kleidung aus strapazierfähigen Materialien und ist damit verhältnismäßig länger haltbar. Nicht zu unterschätzen ist auch der ökonomische Aspekt originärer Militärkleidung (BW-Hose etc.), der der kapitalistischen Profitlogik der Modeindustrie gegenläufig ist: sog. army/military stores, die neben neuwertiger auch second hand Kleidung und Accessoires, z.B. die beliebten Armeerucksäcke verkaufen, zeichnen sich im Vergleich zu Kaufhaus-military-style durch günstige/re Preise aus. Insofern kann neben den Anschaffungskosten generell auch die Kaufentscheidung aufgrund der Haltbarkeit des Materials ökonomisch begründet sein. Die Frage, weshalb nicht auf andere, ebenfalls kostengünstige/re Berufskleidung zurückgegriffen wird, lässt sich damit allerdings nicht klären. »Military Look« als Stangenware im Handel zeigt, inwiefern dieser Stil im mainstream angekommen ist und dürfte profitabel die Hemmschwelle gesenkt haben, seine Kleidung nicht mehr explizit in einem military shop suchen/kaufen zu müssen.

Ob und inwiefern Military-Farben und -Stile als military chic ein besonderes ästhetisches Vergnügen (vgl. Lehnert 2002) bereiten und auch damit eine Art modische Funktionalität aufweisen, wird sich nur subjektwissenschaftlich klären lassen. Genauso lässt sich ohne Interviews nicht herausfinden, ob und wie militärischen Anleihen dieses Modetrends

14 G.I. Jane wurde vom Produktionsunternehmen Hasbro als »female action figure«, »portrayed in authentic military gear« eingeführt (Hasbro zit.n. Enloe 2000: 10 f.). In der Beschreibung zur deutschsprachigen Videokassette heißt es: »Gegen alle Widerstände steht sie tapfer ihren Mann«.

15 Zum Phänomen Lara Croft vgl. Astrid Deuber-Mankowsky (2001).

spezielle Tragemotivationen und/oder besondere Tragegefühle inhärent sind. Bei unreflektiert mode-/markenbewussten Personen ist darüber hinaus nicht auszuschließen, dass sie dieser Mode als Trend ihrer Lieblingsmarken-Hersteller folgen, schlicht weil diese Kleidung und Accessoires damit als modisch gelten, ohne damit inhaltlich etwas Konkretes zu verbinden oder darüber nachzudenken, dass andere, die sie mit dieser Kleidung sehen, damit etwas verbinden könnten, was über das Modebewusstsein hinaus geht. Dies ändert freilich nichts an der Tatsache, dass diese Mode in einem sozialen Kontext steht und das Tragen derselben in der Öffentlichkeit nicht in einem politikfreien Raum stattfindet, sondern als soziokulturelle Alltagspraxis und Muster einen Teil politischer Kultur konstituiert.

Da keinerlei qualitativ-empirische Studien darüber vorliegen, wie sich Personen entwerfen, die im »Military Look« gekleidet sind,¹⁶ können über Assoziationen und Bedeutungen nur Hypothesen angestellt bzw. Fragen für weitere empirische Forschung, insbesondere für die Durchführung von Interviews entwickelt werden. Im Folgenden beziehe ich meine Forschungsthesen speziell auf zwei analytisch getrennte Komplexe: Militarisierung und Geschlechterkonstruktionen sowie neoliberale Selbsttechnologien, die gleichermaßen als Teil politischer Kultur begriffen werden können.

MILITARISIERUNG, SELBSTINSZENIERUNG UND SELBSTTECHNOLOGISIERUNG – WEITERFÜHRENDE FORSCHUNGSTHESEN

»Military Look« als Maskulinisierungsstrategien

So wenig wie Militär, Militarisierung und Männlichkeit getrennt voneinander zu betrachten sind, so wenig erkenntnisförderlich wäre es, »Military Look« ohne Fragen nach Männlichkeit zu analysieren: »Masculinity and militarism might be pictured as two knitting needles; wielded together, they can knit a sturdy institutional sock« (Enloe 2000: 235). Im gendering der Militarisierung wird Männlichkeit privilegiert; entsprechend militärische Werte sind militärischer Machismo und Krieger-Gehabe. In der Konsequenz der Militarisierung wird auch Zweigeschlechtlichkeit (re-)produziert (vgl. Enloe 2000; Connell 1999: 235).

Männlichkeit konstituiert sich, so die in der feministischen Sozialisations-, der Männer- und Schwulenforschung stark gemachte Argumentation, in doppelter Distinktionslogik, also nicht nur in Abgrenzung gegenüber Frauen, sondern auch gegenüber anderen Männern (vgl. z.B. Hage-

16 Ein Sonderfall stellt der Bereich des Uniform-Fetischismus dar (vgl. z.B. Valerie Steele 1996: insb. 12; 110; 184-186).

mann-White 1984; Connell 1999: 99; Meuser 2002: 55). Diese Annahmen führen hinsichtlich der Bedeutung des Tragens von Kleidung im »Military Look« als soziales Handeln und kultureller Alltagspraxis zu folgenden Thesen, die auf verschiedene Personen im Sinne verschiedener Männlichkeitsentwürfe und Maskulinierungsstrategien unterschiedlich zutreffen können.

Die Spannbreite der denkbaren soziokulturellen Bedeutungsmuster von »Military Look« reicht von Ironie und Persiflage, Subversion, über Zynismus, Zufall, Maskulinisierungsstrategien von Frauen wie Männern bis hin zur männlichen Überfüllung eines Männlichkeitsbildes. Exemplarisch sollen im Folgenden einzelne Muster genauer fokussiert werden.

Für subkulturelle Gruppen zumeist männlicher Jugendlicher (wie z.B. Punks, Antifas) ist das Zitat des Militärischen in der Kleidung zumindest im Selbstbild insofern subversiv, als ihre Lebensgewohnheiten militärischen Normen und Werten wie Ordnung, Sauberkeit, Disziplin, Befehl, Gehorsam und Leistung oftmals paradox, offensichtlich und provokativ – etwa bei Rissen in den Kleidungsstücken – widersprechen. Explizit wird diese Opposition, wenn die militärische Kleidung mit entsprechenden politischen Aufnähern, z.B. einem Peace-Zeichen, versehen wird. Der Rekurs auf das Männliche und die damit verbundene Maskulinisierung bleibt allerdings ungebrochen.

Von Männern getragener »Military Look« als Maskulinisierungsstrategie ist im Kontext der Kämpfe zwischen hegemonialer und marginalisierter Männlichkeit interpretierbar. Die relationale Zuordnung zu marginalisierter Männlichkeit (als Handlungsmuster, nicht als Charakter) erfolgt nicht nur über soziales Geschlecht, sondern quer dazu über Strukturen von Klasse/Schicht und Ethnizität (vgl. Connell 1999: 98 f.; 101 f.) sowie ggf. Nationalität und Alter.

Auch marginalisierte Männlichkeiten profitieren von der »patriarchalen Dividende«, d.h. Achtung, Prestige, Befehlsgewalt (Connell 1999: 113). Besonders in der Distinktionslogik untereinander wird die Frage von Hegemonie/Dominanz bzw. Unterordnung/Komplizenschaft wichtig. Maskulinisierung via »Military Look« kann dabei als Strategie verstanden werden, etwaig in Fremd- und/oder Selbstzuschreibung fehlende oder als unzureichend angenommene/zugeschriebene Männlichkeit auszugleichen – als eine Art Maskulinisierungsbalance in Form einer Remaskulinisierung vermeintlich biologischer Männlichkeit. Diese These trägt ebenso bei einer Übererfüllung des Männlichkeitsbildes (Stichworte: Macho, Rambo, Alltagskrieger). Ggf. dient Maskulinisierung auch der simplen männlichen Selbstvergewisserung von Männern. Gleichzeitig mit der Bestätigung und Stärkung männlicher Geschlechtsidentität wird damit eine Form der Zugehörigkeit unter Männern und möglicherweise die Hoffnung auf das (militärisch codierte) Versprechen der Solidarität/Kameradschaft ausgedrückt.

Hegemoniale Männlichkeit wird als heterosexuell gedacht, während parallel Schwule als ›verweiblicht‹ gelten. Schwulsein gilt als auffallendste Form untergeordneter Männlichkeit (vgl. Connell 1999: 99 f.; 183; 222). In der schwulen Szene verkörpert der »Kerl in Uniform« und selbst noch die ›weichere‹ Form des Matrosen als Gegenentwurf zur Tunte »die kitschige Idealisierung des definitiv Männlichen« (Poschard 1998: 140) – im Extrem als Erotisierung des ›Homoskin‹ (vgl. Rehberg 2005).¹⁷

Grundsätzlich korrespondiert die Auffälligkeit des Flecktarns mit öffentlich dominanter Männlichkeit des Aufsehererregens, Beachtungfindens, Eindruckmachens, Präsenzziegens und optisch Raumnehmens und kann zudem gegen großstädtische Anonymität eingesetzt werden. Die oben erwähnte Problematik von Kleidung als Verkleidung und Definitionsaneignung auf Frauen übertragen und im Wissenssystem der Zweigeschlechtlichkeit gedacht, verweist auf die Möglichkeit, Männlichkeit zu inszenieren. Militarisierte Kleidung, die von Frauen getragen wird, ist als eine Art weibliche Maskulinisierungsstrategie verstehbar und trägt damit zur Abgrenzung unter Frauen bzw. von Weiblichkeitsleitbildern bei. In Anbetracht herrschenden Sexismus⁴ kann es sich auch um eine Form der Selbst-Ermächtigung von Frauen durch das Prinzip von Militärischem gekoppelt mit Männlichem handeln – auch als Schutz vor männlichen Übergriffen durch die (imaginierte) Aura der Unantastbarkeit.

Von Lesben getragener »Military Look« bestätigt einerseits (historisch tradierte) männliche Zuschreibungen und sprengt als Teil der »female masculinity« Kultur den Rahmen naturalisierter Verhältnisse von Männlichkeit und Macht (Halberstam 1998: 2; 268 f.; vgl. auch Degele 2004: 196 f.). Ob von lesbischen oder von heterosexuell lebenden Frauen getragen, kann er als Partizipationsstrategie an sozial männlicher Macht verstanden werden.¹⁸

Teilweise beruht »Military Look« auf frauenspezifischen Schnitten (z.B. Figurbetonung u. tiefes Dekolleté, s. »Military Diary«). Dabei verknüpft sich Maskulinisierung mit Erotisierung von Macht, Stärke und Aggressionsassoziation mit Sexualisierung von Frauen – »military sex-appeal« ist insofern durchaus geschlechterklischeekompatibel.

»Military Look« verschafft – Männern wie Frauen – eine maskulinisierte Coolness und Aggressivitätswirkung bis hin zum »Signal der Gewaltbereitschaft« (Poschardt 1998: 139), die mit der militärisch entliehenen Stärke einen Touch der Unangreifbarkeit produziert und insofern

17 Eine Variante Schwule zu diskreditieren, besteht gerade nicht in der Zuschreibung fehlender, sondern »übertriebener Männlichkeit: das »schwule Monster als Verkörperung des Bösen historisch gesprochen Nazis [...] Totalitarismus und Homosexualität gehören zusammen« (Rehberg 2005); vgl. zu (Theorie-)Geschichte und Politik (mit) dieser Verknüpfung den von Susanne zur Nieden (2005) herausgegebenen Band.

18 »Military Look« als Teil von »female masculinity« wird von Judith Halberstam nicht analysiert, sondern nur als Zitation schwuler Erotik affirmativ beschrieben (vgl. Halberstam 1998: 36-38).

auch als (Körper-)Schutz dechiffriert werden kann. Er kann aber auch als Provokation aufgefasst, genau diesen Schutz aufheben und Angriffe nach sich ziehen: etwa bei Lesben oder Transgender-Personen, die sich deutlich maskulin-aggressiv entgegen herrschender Zu-/Festschreibungen inszenieren.

Vor dem Hintergrund dieser kulturellen Muster im Kontext hegemonialer Männlichkeit verwundert es wenig, wie sich im »Military Diary« zeigte, dass Männer generell mehr »Military Look« trugen und auch mehr auf die unmittelbar körperbezogenen Kleidungsstücke zugriffen, während Frauen – wenn überhaupt – eher die körperferneren Accessoires wählten. Hier spiegelt sich die zwiespältige Position von Frauen als Soldatinnen. »Military Look« am Frauenkörper scheint zumindest in der BRD genauso »normal oder unnormale«, wie Soldatin zu sein.

Als weitere Frageperspektiven wären denkbar: Welche Korrelationen zeigen sich zwischen »Military Look« und Habitus der Person? Welche Bezüge/Bilder von Militär liegen der Inszenierung zugrunde bzw. kontextualisiert diese? Wird »Military Look« explizit mit Militär in Verbindung gebracht oder ist dieser bereits völlig in die politische Kultur z.B. der BRD eingeschrieben?

Neben diesen stärker dem Subjekt und der Subjektivität zugewandten Fragen möchte ich noch thesenartig drei weitere aufwerfen, die sich der Wahrnehmung der Institution Militär widmen: – Die modische Präsenz des in der Öffentlichkeit verleiht dem Militär ein größere oder zumindest andere Legitimität. – Dem Militär wird durch diese Form der Repräsentation durch so genannte zivile Personen eine wichtige Aufgabe zugeschrieben. – »Military Look« von zivilen Personen (auch jenseits subkultureller Szenen und Jugendkulturen) getragen, stellt eine Form der Verunglimpfung des Militärs als Institution dar.

Diese teils entgegen gesetzten Überlegungen korrespondieren mit dem komplexen, ambivalenten, widersprüchlichen und zu historisierenden sowie zu kontextualisierenden Prozess der Militarisierung – innerhalb dessen militärische Gedanken und militaristische Bedürfnisse nicht nur als wichtig, sondern als normal gelten – und können als diesem inhärent betrachtet werden (vgl. Enloe 2000). Militarisierung ist weder fix oder irreversibel, noch vollzieht sie sich automatisch. Der Prozess ist ein Ergebnis von Entscheidungen, die von zivilen – z.B. durch das Tragen von »Military Look« – wie von militärischen Personen getroffen werden (vgl. Enloe 2000: 3 f.; 288-291).

Uniform und gefleckt – »Military Look« zwischen Renaissance und Radikalisierung

Um Bedeutungsmuster herauszuarbeiten ist darüber hinaus die nahe liegende Frage nach dem Zeitpunkt der modischen Renaissance in einer ra-

dikalisierten Form relevant: »Military Look« ist in der Modegeschichte keineswegs neu (vgl. Poschardt 1998; Blechman 2004: 404-515). Zwei zentrale Unterschiede der aktuellen Mode scheinen mir aber darin zu bestehen, dass – vorbehaltlich der dünnen Forschungslage – die beträchtliche Mode-Zitation des Flecktarns bislang einzigartig ist, und das es kaum einen Gegenstand oder Accessoires zu geben scheint, das nicht in einer Tarnmustervariante verkauft wurde.¹⁹

Warum gerade jetzt? Ein konkreter Zeitpunkt für den Modebeginn ist (noch) nicht festlegbar. Designer-Mode im Tarnlook lässt sich seit Mitte der neunziger Jahre nachweisen (z.B. bei Oily; Maharishi; Courtesy Stüssy; Louis Vuitton)²⁰ und scheint verstärkt seit der Herbst/Winter-Kollektion 2000/2001 entworfen worden zu sein (z.B. Russell Maurice; Moschino) (Blechman 2004: 200; 209; 404-515). Spätestens im Frühjahr/Sommer 2001 eroberte »Military Look« modisch die Laufstege, wurde zur Stangenware²¹ und hing in den Kleiderschränken Europas, Nordamerikas und Ostasiens. Drückt sich darin eine pro-militärische Haltung der DesignerInnen und TrendsetterInnen aus? Anders formuliert: Lässt sich der »Military Look« als geschickte Strategie der ModemacherInnen lesen, die gesellschaftliche Militarisierung im doppelten Sinne modisch und kapitalistisch gewinnbringend zu nutzen? Einige journalistisch darauf angesprochene ModedesignerInnen und Trendscouts wollen von einer bewusster Trendsetzung des »Military Look« nichts wissen, eher hätten Zufall, Persiflage und Zynismus die Camouflage-Mode beeinflusst (vgl. Kanter 2003).

Der Annahme folgend, dass das Tragen von Kleidung und Accessoires eine sozio-kulturelle Praxis darstellt und diese als Teile des Wandels und/oder Reaktion auf politische Kultur zu verstehen sind, erscheint es wenig plausibel, keine Zusammenhänge zwischen dem (Wieder-)Aufkommen des »Military Look« in der Mode – und zwar in seiner auffälligsten und str/eng militärischsten Variante, dem Flecktarn-Stil – und den Veränderungen auch auf der Makroebene zu sehen. Konkret meine ich die (Re-)Militarisierung politischer Kultur der Bundesrepublik Deutschland bis hin zum aktiven Kriegseinsatz (vgl. dazu Leidinger 2003: 251-257).

Jenseits der schwer beantwortbaren Fragen von etwaig damit verbundener Zustimmung zu und Aufwertung des Militärischen lässt sich festhalten, dass ohne expliziten Protest – z.B. der ModemacherInnen, der TrägerInnen – militärische Kleidung als symptomatisch alltagskulturelle

19 Vgl. dazu die – leider nicht ganz systematische – Encyclopaedia of Camouflage von Hardy Blechman (2004). Insgesamt gibt es über 100 »military patterns«; im militärischen Kontext wurde Flecktarn ab 1929 – ausgehend von Nazi-Deutschland massenproduziert (vgl. Blechman 2004: 119; 125).

20 Erstmals soll Roland Chakal, ein Assistent von Yves Saint Laurent, 1970 für Rodier »Military Look« entworfen haben (vgl. Blechman 2004).

21 Zur Stangenware wird der »Military Look« in der BRD spätestens zu Beginn des Jahres 2001 (vgl. Leidinger 2003: 507, Anm. 225).

Normalisierung des Militärischen zu verstehen ist. Männlichkeit oder präziser Männlichkeiten werden privilegiert und tragen zur weiteren Militarisierung politischer Kultur im Praxisfeld Alltag bei. Mit Pierre Bourdieu zugespitzt formuliert, wird das Militärische hier zur »Doxa«, der »gewöhnheitsmäßigen Verwurzelung mit der alltäglichen Ordnung des Ungefragten und Selbstverständlichen in aller Öffentlichkeit«. Es ist etwas, das »reale wie gedachte Welt begründend«, als selbstverständlich und fraglos hingenommen und modisch eingekleidet und damit in Kultur eingekörpert wird (Bourdieu 1991 [1979]: 668; 734 f.).

»Military Look« als neoliberale Selbsttechnologie

Aus der Perspektive der Gouvernamentalität zeigen sich darüber hinaus im »Military Look« Bezüge zum Neoliberalismus, die sich mit vergeschlechtlichten Selbstinszenierungen verkoppeln können. Mit Gouvernamentalität prägte Michel Foucault einen Begriff, der Regieren (»gouverner«) und Denkweise (»mentalité«) semantisch miteinander verbindet. Neoliberale Gouvernamentalität, in der sich politisches Wissen artikuliert, fasst Neoliberalismus als »ideologische Rhetorik«, als »ökonomische Realität« und vor allem als »politisches Projekt« (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 8 f.; 20).²² Zur Analyse der Gouvernamentalität ist zwischen Herrschafts- und Selbsttechnologien zu unterscheiden. Herrschaftstechnologien bestimmen das Verhalten des Individuums zu seiner Unterwerfung unter Herrschaftszwecke – etwa in der militärischen Ausbildung. Die Technologien des Selbst ermöglichen es Individuen, im Rahmen eines Feldes von Handlungsoptionen relativ autonom und mit eigenen Mitteln selbsttransformierend und selbstmodifizierend so auf Denken, Verhalten, Körper, Seele und Lebensführung einzuwirken, dass sie einen bestimmten Zustand an Vollkommenheit, Glück und übernatürlicher Kraft erreichen (vgl. Foucault 1993: 26 f.). Auch Selbsttechnologien implizieren »bestimmte Formen der Schulung und der Transformation« und zwar gleichermaßen als Erwerb von Fertigkeiten und »im Sinne der Aneignung von Einstellungen« (ebenda). Interessant ist speziell die Wechselwirkung zwischen Herrschafts- und Selbsttechnologien (vgl. Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 28 f.).

Neoliberale Prinzipien und Werte wie Marktdominanz, Wettbewerb und Standortkonkurrenz werden auch in der Alltagskultur und in individuellen Alltagspraxen selbsttechnologisch popularisiert. Dazu zählt insbesondere das Prinzip der Konkurrenz und damit Norm-Fragen der Stärke und des Stärkezeigens – verbunden mit entsprechenden Ängsten, nicht hart genug zu sein oder gar zu versagen.

22 Zum Neoliberalismus vgl. die Studie von Ralf Ptak (2004).

Flecktarnfarben mit ihren Zitaten des Kampfes und militärinstitutionelle Anleihen der Stärke und des Sieges eignen sich daher als Aus-Rüstung für Imaginationen des Überlebens im neoliberal-metropolitanen »Abenteuer Alltag« (Vogue²³). Die Grenzen zwischen »Military Look« und »survival style« sind nicht nur in deren Vermarktung, sondern vermutlich auch in der Inszenierung fließend.

Mit Blick auf neoliberale Ausbeutung und Zumutungen wird deutlich, inwiefern ein Teil der Ängste in den unterschiedlichen Überlebenskämpfen – Kriegs- und Friedensalltag – ähnlich strukturiert sind: Abstrakt betrachtet, kennzeichnen beide Kontexte Bedrohung und Unsicherheit, die sich zu Ängsten verdichten können. Die »Aufrüstung der Mode« resümiert beispielsweise der Designer Wolfgang Joop nicht allein als Frage von Kriegsangst, sondern auch als Gefühl eines bedrohten Alltags: »Sicher ist nichts, das Hochhaus nicht, der Ölpreis nicht, der Arbeitsplatz nicht. Vielleicht auch irgendwann das eigene Leben nicht« (Joop zit.n. Kanter 2003). Ulf Poschardt spitzt dies kritisch zu, indem er den jungen ModemacherInnen des »Military Look« die »Unschuld« derjenigen bescheinigt, die einen Krieg nie miterleben mussten (Poschardt 1998: 139). Selbstredend ist die Sicherung der physischen und der materiellen Existenz in Kriegs- und Friedenszeiten nicht unmittelbar identisch.

Der Neoliberalismus stellt im Kontext der Prinzipien und Werte wie Konkurrenz neue bzw. radikalisierte Anforderungen an menschliche Körper: Der neoliberale Idealkörper ist gesund und fit, durchtrainiert und stark, gedrillt und diszipliniert. Orte des Körper-Stählens sind Truppen-Übungsplätze, Fitness-Studios und Wellness-Oasen. Das Tragen von »Military Look« als soziales Handeln und kulturelle Praxis erscheint als eine, an den Körper angeschlossene, internalisierte Selbsttechnologisierung des neoliberalen Subjekts, die allgemein auf äußerliche (neoliberale) Anforderungen, speziell auf Herrschaftstechnologien des Neoliberalismus in/direkt »antwortet« – mit der Aussicht auf Anerkennung/Wahrnehmung als »Starke/Durchsetzungsfähige«.

Auch wenn neoliberale Werte bereits selbsttechnologisch angeeignet sind: Den neoliberalen Idealkörper haben nur wenige und nicht alle machen sich Hoffnungen, diesen selbstdisziplinierend erreichen zu können. Ich denke hier im Rahmen des »military diary« v.a. an Männer im Alter zwischen 30 und 40/Mitte 40, meist erwerbslos, von Alkohol und/oder Drogen sowie schlechter Ernährung ausgezehrt oder aufgeschwemmt und beleibt, die sich – jenseits der Frage, ob sie sich die Orte des Körper-Stählens materiell leisten können – statt aussichtslosem Bodybuilding als Art Ersatz für körperliche Stärke und die Aura der Überlegenheit der – gleichermaßen vergeschlechtlichten wie selbsttechnologischen – Einkleidung ins Militärische bedienen und mit diesem Zitat buchstäblich ober-

23 URL: <<http://www.vogue.de/vogue/2/1/content/00456/14/index.php>> Text 2003 [3/2005].

flächlich eine andere Anerkennung als Starke zu erreichen versuchen. Dies ist als Selbstermächtigung »sozial Deklassierter« zu verstehen, die über die Kleidungs-zitation der Institution Militär und damit auch Männlichkeit vollzogen wird.

Zugespißt formuliert ist das Tragen von »Military Look« und seine Alltäglichkeit ein Phänomen des »Banal Militarism« und zwar eine selbsttechnologisierende Einkleidung des Körpers in militärisch-männliche Stärke, Überlegenheit und Macht. Damit entspricht und (re-)produziert »Military Look« (männlich) hegemoniale (normative) Vorstellungen des patriarchalen Neoliberalismus. Das Tragen von military-Kleidung ist eine Form neoliberaler Gouvernementalität in der »banalen« Alltagspraxis militarisierter und sich militarisierender politischer Kultur und schreibt die Konstruktion von Bedeutsamkeit, Wichtigkeit und Normalität des Militärischen fort.

LITERATURVERZEICHNIS

- Adamowsky, Natascha (2000): »Body Snatcher Chic – technische Invasion und Körperphantasien«, [Online-Dokument], URL: <<http://www.culture.hu-berlin.de/na/publikation/bodysnatcher.pdf>> [12/2004].
- Barnes, Ruth/Eicher, Joanne B. (1992): »Introduction«. In: dies. (Hg.), *Dress and Gender. Making and Meaning in Cultural Contexts*, S. 1-7.
- Blechman, Hardy (2004): *DPM. Disruptive Pattern Material. An Encyclopaedia of Camouflage: Nature. Military. Culture*, London: Selbstverlag.
- Bourdieu, Pierre (1991 [1979]): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/Main: Suhrkamp (4. Aufl.).
- Brunkhorst, Hauke (1986): »So etwas angenehm frisch Geköpft. Mode und Soziologie«. In: Silvia Bovenschen (Hg.), *Die Listen der Mode*, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 404-414.
- Connell, Robert W. (1999): *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen: Leske + Budrich.
- D'Amico, Francine (2003): »Staatsbürgerstatus und Militär in den USA: Die Bedeutung von Klasse, Rasse, Gender und Sexualität für den staatsbürgerlichen Status«. In: Ruth Seifert/Christine Eifler (Hg.), *Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Frauen und Männern in Streitkräften*, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, S. 279-308.
- Degele, Nina (2004): *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen: VS-Verlag.
- Deuber-Mankowski, Astrid (2001): *Lara Croft: Modell, Medium, Cyberheldin*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried (1991; 1984): »Alltag«. In: Harald Kerber/Arnold Schmieder (Hg.), *Handbuch Soziologie. Zur Theorie und Praxis sozialer Beziehungen*, Reinbek: Rowohlt, S. 16-24.
- Enloe, Cynthia (2000): *Maneuvers. The International Politics of Militarizing Women's Lives*, Berkeley, Los Angeles & London: University of California Press.
- Feinman, Ilene Rose (2000): *Citizenship Rites. Feminist Soldiers and Feminist Antimilitarists*, New York & London: New York University Press.
- Foucault, Michel (1993): »Technologien des Selbst«. In: Luther H. Martin/Huck Gutman/Patrick H. Hutton (Hg.), *Technologien des Selbst*, Frankfurt/Main: S. Fischer, S. 24-62.

- Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation. Männlich-Weiblich? Opladen: Leske + Budrich.
- Halberstam, Judith (1998): Female Masculinity, Durham & London: Duke University Press.
- Haug, Frigga (2003): »Alltagsforschung«. In: dies. (Hg.), Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus, Hamburg: Argument, S. 6-14.
- Herkner, Werner (1991): Lehrbuch Sozialpsychologie, Bern u.a.: Hans Huber (5. korrigiert und stark erw. Aufl.)
- Kanter, Doug (2003): »Military-Mode in der Irak-Krise: Zynismus, Persiflage oder Gegen-Demo«, [Online-Dokument], URL: <<http://www.merkur-online.de/nachrichten/vermisches/szene/art487,91430.html>> [3/2005] Text 2/2003.
- Lamnek, Siegfried (1989): Qualitative Sozialforschung. Bd. 2, Methoden und Techniken, München.
- Lehnert, Gertrud (2002): »Mode«. In: Renate Kroll (Hg.), Metzler Lexikon Gender Studies. Geschlechterforschung, Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 273-274.
- Leidinger, Christiane (2003): Medien – Herrschaft – Globalisierung. Folgenabschätzung zu Medieninhalten im Zuge transnationaler Konzentrationsprozesse, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lemke, Thomas/Krasmann, Susanne/ Bröckling, Ulrich (2000): »Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung«. In: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.), Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 7-40.
- Lutz, Georg 2004: »Reloaded. Krieg und Film gehen neue Beziehungen ein«. iz3w Januar/Februar, S. 36-38.
- Meuser, Michael (2002): »»Doing Masculinity« – Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns«. In: Regina Dackweiler/Reinhild Schäfer (Hg.), Gewaltverhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt, Frankfurt/Main & New York: Campus, S. 53-78.
- Nieden, Susanne zur (Hg.) (2005): Homosexualität und Staatsräson. Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland 1900-1945, Frankfurt/ New York: Campus.
- Poschardt, Ulf (1998): »Mode und Militär«. Kunstforum International, Bd. 141, S. 139-143.
- Ptak, Ralf (2004): Vom Ordoliberalismus zur sozialen Marktwirtschaft. Stationen des Neoliberalismus in Deutschland, Opladen: Leske + Budrich.
- Rehberg, Peter (2005): »Die Glatze des Widerstands. Das Skin- und Neonazi-Outfit ist in der Schwulenszene hoch erotisch besetzt. Warum eigentlich?«. Freitag 4.4.2005.
- Reichel, Peter (1990): »Politische Kultur in Deutschland«. In: Iring Fetscher/Herfried Münkler (Hg.), Politikwissenschaft. Begriffe – Analysen – Theorie. Ein Grundkurs, Reinbek: Rowohlt, S. 111-154.
- Schwelling, Birgit (2001): »Politische Kulturforschung als kultureller Blick auf das Politische. Überlegungen zu einer Neuorientierung der Politischen Kulturforschung nach dem »cultural turn««. Zeitschrift für Politikwissenschaft 2/2001, S. 601-629.
- Steele, Valerie (1996): Fetisch – Mode, Sex und Macht, Berlin: Berlin Verlag.
- Virchow, Fabian/Thomas, Tanja (2004): »Militainment als »banaler« Militarismus. Auf dem Weg zu einer Militarisierung der politischen Kultur?«. In: Martin Löffelholz (Hg.): Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: VS Verlag, S. 297-325.
- Wasmuth, Ulrike C. (2002): »Warum bleiben Kriege gesellschaftsfähig? Zum weiblichen Gesicht des Krieges«. In: Cilja Harders/Bettina Roß (Hg.), Geschlechterverhältnisse in Krieg und Frieden. Perspektiven der feministischen Analyse internationaler Beziehungen, Opladen: Leske + Budrich, S. 87-103.